

„Was bleibt?“

– Beitrag zur Eröffnung der von der Leipziger Stadtbibliothek veranstalteten Ausstellung anlässlich des 85. Geburtstags von Georg Maurer. –

Die Vergangenheit wirft ihre Schatten auf uns. Auch Georg Maurer, von dem hier zu reden sein wird, träte – wäre er noch unter uns – aus dem vieles Verdunkelnden jetzt in eine Zukunft, in der sich Wahrheit und Unwahrheit begegnen und durchdringen. Allzulange glaubten wir, glaubte ich, es gäbe einen verbindlichen Auftrag der Literatur. Von dieser Verbindlichkeit hat Georg Maurer, dessen 85. Geburtstag wir heute mit einem würdigen Anlaß begehen, in seinen Gedichten und Essays gehandelt. Maurer war – um hier noch einmal ein polemisch gemeintes Wort Stephan Hermlins zu verwenden – ein „spätbürgerlicher Schriftsteller“. Im Anspruch, dem tradierten Humanismus unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus Stimme und Gestalt zu geben, lag seine Größe, aber auch die Möglichkeit des Scheiterns.

Das Jahrhundert, in das Maurer geboren wurde und dessen Geschichte er durchlebte, hatte für ihn einen doppelten, zwispältigen Sinn. Als er in den zwanziger Jahren aus einem der damals wie heute ärmsten Länder Europas, aus Rumänien, kam, dachte er in der Sprache und in den Formen, die sich die deutschen Sprachinseln dieses Landes bewahrt hatten. Das Deutsch Luthers und Schillers, das er mitbrachte, stieß zwangsläufig mit der Moderne zusammen, der sich Maurer auf seine Weise entzog. Noch ehe er sich als Mensch und Dichter selbst gefunden hatte, begann der zweite Weltkrieg. Als er 1945, neununddreißigjährig, aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft nach Leipzig zurückkehrte, mußte er, wie er selbst gesagt hat, von vorn beginnen.

Sein Werk, das für mich mit den *Hymnen 1945* einsetzt, lese ich heute als dichterischen Versuch, Kants kategorischen Imperativ mit der 11. Feuerbach-These von Marx zu versöhnen. Die unmenschlich harte Arbeit untertage, zu der er als Gefangener gezwungen wurde, war ihm ein Grunderlebnis. Geistige und physische Arbeit als widersprüchliche Einheit wurde ihm zum Thema. Abstraktion und sinnliche Erfahrung bestimmen seine Gedichte und Zyklen.

Einem jungen Dichter von heute mag eine Biographie, die sich in derartigen Antinomien vollzogen hat, vielleicht sonderbar erscheinen. In ihr verbirgt sich jedoch das Schicksal einer Schriftstellergeneration, zu der Franz Fühmann, Peter Huchel, Johannes Bobrowski und viele andere gehören. Sie alle, die dem Sozialismus ihren Tribut entrichtet haben, konnten den globalen Zusammenbruch dieses Systems nicht mehr erleben. Was sie bei allen Unterschieden, die sie verbanden und trennten, gemeinsam haben, ist jedoch die sukzessive Ablösung ihrer Illusionen durch Erfahrungen, die sie früher oder später daran zweifeln, ja verzweifeln ließen, daß der Sozialismus weder willens noch fähig war, das Programm einer menschenfreundlicheren, den Künsten günstigen Gesellschaft zu verwirklichen.

Es gehört zu den Perversionen dieses Systems, den Kontroll- und Zensurauftrag so ernstgenommen zu haben, daß dieses Programm in sein Gegenteil verkehrt wurde. Maurers Werk ließe sich als Beispiel dafür anführen, wie sich sein Humanismus zwischen Anpassung und Widerstand verwirklichte. Maurers Zukunftsentwurf war trotz seiner Nähe zu Ernst Blochs PRINZIP HOFFNUNG nicht von der Utopie einer durch den Kommunismus verklärten Zukunft bestimmt. Schon früh notierte er:

Hört mir einer zu – später –, wie ich jetzt spreche? Ist leben, wenn mir einer zuhört, noch zuhört, wie ich jetzt spreche – wenn ich schon tot bin. Schreib ich also für die Zukunft – oder schreib ich, weil ich vor Schmerz schreien würde, wenn ich im Augenblick aufhören müßte zu schreiben. Wer schreibt denn für die Zukunft... wer ist der Scharlatan, der sagt, er schreibe für die Zukunft... – Wer weicht in die Zukunft aus? Das sind Betrüger...

Angesichts solcher Worte wirken Zyklen wie „Hochzeit der Meere“ oder „Poetische Reise“ wie Pflichtübungen, die sich der Dichter auferlegte, um sich Freiheit für das zu schaffen, was ihn wirklich zum Schreiben drängte. Sein Spätwerk jedenfalls, das sich immer grübelnder und innerlicher dem „Eigentlichen“ zuwandte, indem es die Dialektik von Leben und Endlichkeit beschwor, scheint dem zu entsprechen. Und doch gehören die verschiedenen Schichten der Dichtungen Georg Maurers zu einem Werk, das sich nicht ohne weiteres in seine Bestandteile zerlegen läßt.

Obwohl Maurer von der Spezifik einer sozialistischen Literatur überzeugt war, wehrte er sich gegen eine Zweiteilung der deutschen Lyrik. Ihm ging es, wie es der Titel eines seiner Essays formuliert, um „das Bleibende in der Dichtung“. Diese sich durch die Weltlyrik bewegende Einheit der Dichtung als Ausdruck des immerwährenden Menschlichen war es auch, die er als Lehrer am Literaturinstitut seinen Schülern zu vermitteln suchte. Seine Maßstäbe, die er bei der Beurteilung der Arbeiten seiner Schüler zu Hilfe nahm, richteten sich gegen jede dogmatische Einengung. Von der Sappho bis zu Pablo Neruda, von Heym und Trakl bis zu Ingeborg Bachmann und Walter Höllerer nahm er jedes Gedicht, das er vergleichend heranzog, so ernst, wie er auch das mißlungenste Gedicht eines Studenten bis auf den Kern untersuchte. Das war nicht nur für ihn selbst ein bis zum Rand der Erschöpfung führendes Verfahren, sondern auch mühsam für die Betroffenen. Er erinnerte damit aber an Klopstocks Gedanken, daß es nicht auf Meinungen, sondern auf Untersuchung ankäme – ein Verfahren übrigens, das Maurer als gelernter Kunsthistoriker von der bildenden Kunst auf die Literatur übertrug. Diese Methode und seine Persönlichkeit gaben dem umstrittenen Haus in der Tauchnitzstraße jenes Profil, das bis zu seinem Tode viele seiner Schüler faszinierte. Nebenbei gesagt: nicht jeder, der seine Seminare besuchte, ist zu seinem Schüler geworden; und einige, die das Literaturinstitut nicht absolvierten, gehören zu seinen Schülern, ich erinnere nur an Bernd Jentzsch, Karl Mickel, Adel Karasholi oder Volker Braun...

Ich will nicht verschweigen, daß Maurers Neubeginn von 1945 heute zu einem Vergleich herausfordert. In Wirklichkeit jedoch ist nicht nur das scheinbar Vergleichbare unvergleichbar, es sei denn, man nähme Leben und Werk Georg Maurers als ein Paradigma, welches das Einmalige und Besondere zum Allgemeinen verkommen ließe. Wenn Maurer das Bleibende in der Dichtung als etwas Grenz- und Ideologieüberschreitendes betrachtete, so wie Hans Mayer von der Unteilbarkeit der deutschen Literatur spricht, wird auch Maurers Werk selbst nur dann Gerechtigkeit widerfahren, wenn es den Zerreißproben standhält, denen die DDR-Literatur jetzt ausgesetzt ist.

Den kulturpolitischen Alleinvertretungsanspruch, den die DDR-Literatur weithin für sich in Besitz nahm, hat Maurer beispielsweise in seinem Essay „Zur deutschen Lyrik der Gegenwart“ (1955) nicht geteilt. *Sein* Protest richtete sich aber gegen jene Unverbindlichkeit, die

er in Benns Wort zu erkennen glaubte, daß „das absolute Gedicht... keine Zeitwende“ braucht, sondern „in der Lage“ ist, „ohne Zeit zu operieren“.

An einem solchen Punkt setzt – jedenfalls für mich – ein Nachdenken über eine Neubewertung der DDR-Literatur ein, die auch das Werk Maurers betrifft. Die Gefahr, auch seine Gedichte und Essays könnten eines Tages vielleicht nur noch als Dokumente seines Lebens und seiner Zeit, wenn überhaupt, zur Kenntnis genommen werden, hat Maurer erkannt, wenn er sagt:

Nun leben wir in einer Zeit langwieriger gesellschaftlicher Auseinandersetzung und konkreter Umwälzungen. Der jeweilige geschichtliche Augenblick, in dem ja auch das lyrische Subjekt seinen Augenblick hat, wird von der Menschheitsbewegung überrollt, von ihrer Widersprüchlichkeit, die Zeit braucht, um sich aufzuheben. So ist einerseits naive Hymnik nicht möglich, andererseits verdammt sich Welttäuschung und -abkehr, wenn sie konsequent ist, zum Schweigen. Will sich heute die Lyrik nicht selbst zur Wirkungslosigkeit verdammen durch bloßes rühmendes Ansingen oder verbitterten Abgesang, so muß sie sich von der realen Bewegung der Welt leiten lassen.

Nun ist freilich durch die Gefahr, von der Menschheitsentwicklung überrollt zu werden, Dichtung von jeher bedroht gewesen. Die Bestände der Bibliotheken und das, was von ihnen noch gelesen wird, geben davon beredtes Zeugnis. Daß Maurers Werk sich weder im bloßen Ansingen noch im verbitterten Abgesang erschöpft hat, sondern von der Bewegung der Welt geprägt worden ist, läßt mir die Gewißheit, daß die besten Gedichte und Essays Maurers nicht – um noch einmal Klopstock zitieren zu dürfen – zu einem „bloßen Pflanzenleben verurteilt sind“. Daß die Frage „Was bleibt?“ heute niemand beantworten kann, ist bitter und hoffnungsvoll zugleich. Wir leben in einer vergleichsweise offenen Gesellschaft: offen für alles. Wer, wie ich, diese Gesellschaft als eine Alternative zu der bejaht, die alles, auch die Dichtung, in sich einschloß, wird mit dem Risiko leben müssen, auch als Schriftsteller an dieser nach allen Seiten geöffneten Welt zu scheitern. Die DDR als Gegenstand der Dichtung ist als real existierender poetischer Raum nicht mehr vorhanden. Geblieben ist die Erinnerung an eine Zeit, deren literarische Hervorbringungen – sofern sie nicht zum affirmativen Teil dieser Literatur gehören – nur dann weiterleben werden, wenn sich die Leser auch weiterhin ihnen zuwenden. Daß die den „Musen bittere Stadt“, wie Maurer Leipzig genannt hat, heute des 85. Geburtstags dieses Dichters mit einer Ausstellung zu seinem Leben und Werk gedenkt, gehört für mich und, wie ich vermuten darf, auch für Sie zu jenen Hoffnungen, derer wir bedürfen, um in schwierigen Zeiten weiter existieren zu können. Keiner hätte das für diesen Augenblick und in dieser Situation besser ausdrücken können als Georg Maurer selbst:

*Der Tod zieht einem das Fell über die Ohren
und läßt es liegen, der Törichte!
Dem Knochenmann genügen die Knochen.
Damit klappert er auf dem Jahrmarkt.
Die Leute brauchen das Fell, heben es auf.
Das schmiegsame, sich anpassende
schneidern sie, schustern sie, wenden sie.
Die Furcht sitzt in den Knochen. Mein Fell,*

*solang ich leb, will ich einfärben,
modisch nicht, doch erfreulich
für das schnellebige Aug auch,
wenn ich nicht mehr bin –
so daß die Leute sagen: Seht, da liegt ein Fell,
das können wir brauchen,
wenigstens den kommenden Winter.*

Heinz Czechowski, Sinn und Form, Heft 3, Mai/Juni 1992